

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-67662](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-67662)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Freitag, den 5. März 1847.

N^o 19.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in 1/2 Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

„Uriel Acosta“

dieses neueste Drama Gutzkow's, dem man allenthalben mit dem regsten Interesse gefolgt ist, und das auch nächsten Sonntag auf unserer Bühne zur Aufführung kommen wird, hat neuerdings die Aufmerksamkeit auf den Namen „Acosta“ gelenkt. Da es nun manchem der Leser willkommen sein wird, etwas Näheres über den Charakter und das Leben Acosta's zu erfahren, so stehen wir nicht an, eine kurze biographische Notiz desselben (aus den „Wiener Sonntagsblättern“) hier mitzutheilen: — Ueber das Leben Acosta's giebt es nur eine zuverlässige Quelle, und die ist er selbst. In einer besonderen Abhandlung hat er seine Schicksale und Verfolgungen aufgezeichnet. Geboren war er von zum Christenthume übergetretenen Eltern in Portugal, in der Stadt Dporto. Seine Erziehung war eine streng christliche, und auch ihm selbst fehlte es nicht an angeborener Frömmigkeit und an Fleiß in seinen theologischen Studien, so daß er es in seinem 25. Jahre zu der Würde eines Schatzmeisters in der Kirchengemeinde brachte. Da starb sein frommer Vater. Düstere Zweifel beunruhigten nun sein Gemüth in solchem Grade, daß, als Mutter und Brüder, die, wie damals in Spanien häufig, im Stillen ihrem früheren Glauben noch treu und anhänglich waren, die Flamme der Unzufriedenheit in dem Herzen des ohnedies in Religionszweifeln schwärmenden Acosta anfachten, er sich entschloß, seine Stelle niederzulegen und mit seiner Familie nach Amsterdam zu gehen, wo sie insgesammt zum Judenthume zurückkehrten. Da verwechselte er auch seinen Namen Gabriel mit Uriel. Aber vergebens suchte er hier den Frieden. Kaum lebte er einige Zeit als Jude unter Juden, so war er auch schon über die vielen rabbinischen Gebräuche und Vorschriften, die in den Büchern Moses nicht vorkommen, in Harnisch gebracht, und da er in seinen

Hoffnungen sich getäuscht sah, so sprach er seine Meinung offen aus, wofür er von den Rabbinen in den Bann gethan wurde. Dies schreckte ihn aber vor der Hand nicht ab, ein Buch zu schreiben, worin er die Grundsätze des Judenthums zu erschüttern bemüht war. Die Rabbinen kamen ihm aber zuvor und veranlaßten einen gelehrten Arzt seiner Zeit, Samuel de Silva, ein Werk gegen die Grundsätze Acosta's zu schreiben, welches 1632 erschien und in welchem er Apostat und Atheist gescholten wurde. Als Acosta nun sein Werk veröffentlichen ließ, wurde ein Exemplar der Behörde übergeben, die ihn wegen seiner ketzerischen Ansichten verhaften ließ, und nur gegen Caution, eine (für die damalige Zeit) strenge Geldstrafe von 300 Gulden und Confiscation seiner sämmtlichen Exemplare wurde er nach einigen Tagen frei gelassen. War Acosta einmal frei, so hatte er auch schon die Strafe vergessen, und kühner als früher trat er nun sogar gegen das mosaische Gesetz auf und gab es für Menschenwerk aus. Nur die fünfzehnjährige Entfernung von seiner Familie, die er über Alles liebte, vermochte ihn noch einmal, reuig umzukehren. Aber auch diesmal hielt er oder konnte er sein gegebenes Versprechen nicht halten, und es war nicht gar lange Zeit verflossen, als man ihn seine früheren Wege wieder betreten sah. Nun war das Maß voll. Eine ganze Gemeinde, zu der sich noch ein Theil seiner Familie gesellte, rüstete sich, ihn zu vertilgen. Sein Neffe, der früher immer noch den Vermittler zwischen ihm und den Rabbinen machte, klagte ihn nunmehr an, verhinderte eine Ehe, die er eingehen wollte, und ein Zufall führte den Sturz Acosta's um so schneller herbei. Zwei Christen, vom Glende getrieben, wollten Juden werden, und davon rieth Acosta ihnen ab. Er wurde nun vor den großen Rath geladen, wo ihm zwei Wege vorgezeichnet wurden: entweder nochmals öffentlich Buße zu thun, oder auf's Neue in



den Bann gethan zu werden. Anfangs weigerte er sich gegen Ersteres, und als der Bann über ihn gesprochen werden sollte, konnte nur das Zureden seiner Freunde und das Versprechen der Milderung seiner Strafe ihn bewegen, Buße zu thun. Er wußte nicht, was seiner harrte. Die Synagoge in Amsterdam ist gedrängt voll Menschen, die sehen und hören wollen, was seit Menschenleben nicht gehört und gesehen wurde. Es herrscht eine schauerliche Stille. Im Trauergewande, eine brennende Fackel in der Hand, die seinem bleichen, mageren Antlitz die Leichenfarbe leiht, tritt Acofia, geführt von einer Schaar Rabbinen, in die Synagoge und bestiegt, wie ihm befohlen, die Kanzel. Ein Papier wurde ihm in die Hand gegeben, daraus las er das ganze Verzeichniß seiner Sünden vor. Sein Geist widerstrebte, seine Stimme versagte, und er mußte von einem Rabbinen unterstützt werden. Er war fertig. Die ganze Versammlung stimmte einen Psalm an, während dessen wurde seine Strafe vollzogen. Acofia wurde, halb entkleidet, an eine Säule mitten in der Synagoge gebunden und mit Ruthen gezeißelt. Dann wurde er losgebunden, durch die Synagoge bis zur Thüre geschleift und von den Vorübergehenden getreten und angespitten. Das einzige Beispiel in der Geschichte! Mit welchem Groll und Grimm, mit welcher Erbitterung und Verzweiflung er Dies überstanden, schildert er selbst: „Die grausame Beschimpfung“, sagt er, „die ich erlitten, macht mir das Leben verhaßt; welcher Mensch von Ehre vermag ein schimpfliches Leben zu ertragen?“ Er am Allerwenigsten. Er wollte nur noch seinen grimmigsten Feind durch einen Schuß tödten, der aber fehlging; er sperre sich hierauf in sein Zimmer, und ein zweiter Schuß machte seinem Leben im Jahre 1647 ein Ende. Zu dieser Zeit war Baruch Spinoza ein Jüngling von ungefähr fünfzehn Jahren.

Vorschlag zur Bildung von Schiedsgerichten, zunächst für die Eingeseffenen des Amtes Abbehausen.

Sehr häufig hört man bitte Klagen aussprechen, daß unser Gerichtsverfahren so mannigfaltige Mängel habe, daß es namentlich einen unerträglich schleppenden Gang innehalte und in Folge hiervon wie überhaupt den streitenden Partheien solch enorme Kosten verursache. Diesen Uebeln unsers Gerichtsverfahrens wären nun freilich noch viele nicht minder zu beklagende und noch mehr schmerzende hinzuzuzählen, sie aber alle zu nennen und weiter zu erörtern, würde hier zu weit führen, wie ein solches denn auch nicht dem eigentlichen Zwecke des Vorliegenden entspricht. Am drückendsten aber und bei allen, namentlich auch den unbemittelten Leuten, am

meisten fühlbar sind die durch unser Gerichtsverfahren herbeigeführten großen Kosten. — Wie wahr dies ist, hat wohl Jeder, der mit unsern Gerichten in nähere Berührung kam, genugsam und zwar zu seinem Leidwesen erfahren, als daß es dieserhalb hier noch einer weiteren Auseinandersetzung bedürfen möchte. Einsender dieses kennt Fälle aus der neuesten Zeit, wo in einer Prozeßsache, deren Object vielleicht keine zwei Thaler betrug, mehre Hundert Thaler Kosten zu zahlen waren, — hunderte von Fällen aber, wo die Kosten das Streitobject um das Fünff- und Zehnfache überstiegen.

Bei solchen Zuständen liegt es nun nahe, daß auf Verbesserung gedacht werde, eine solche für unsre Gerichtsverfassung aber, etwa durch Einführung des mündlichen und öffentlichen Verfahrens und Geschwornengerichte, von unsrer Staatsverwaltung zu erwarten, glauben wir leider fürs Erste noch nicht hoffen zu dürfen. Da bleibt denn nichts übrig, als daß das Volk sich selbst bestmöglichst hilft. Zu diesem Ende sind denn auch mehre Eingeseffene des Amtes Abbehausen in jüngster Zeit darauf Bedacht gewesen, ein geeignetes Mittel zur Abwendung der nachtheiligen Folgen unsrer Gerichtsverfassung aufzufinden und glauben für ein solches, seinen Zweck sicher erreichendes, die zu bildenden Schiedsgerichte halten zu dürfen, wobei natürlich vorausgesetzt wird, daß sich dafür ein allgemeines Interesse kund giebt und viele, möglichst alle Amtseingeseffene, sich dabei betheiligen.

Auf welche Weise aber diese Schiedsgerichte zu bilden, und andre detartige Fragen können selbstredend erst von einer demnächst zu berufenden Versammlung entschieden werden. Bis jetzt hat sich, ich glaube allgemein, folgende Ansicht darüber kund gegeben:

1) Das Schiedsgericht wird für jeden besondern Fall gebildet und zwar auf folgende Weise: der Kläger wählt für sich beliebig ein Mitglied des (wenn ich so sagen darf) Schiedsgerichtsvereins, der Beklagte ebenso, und diese beiden wählen einen dritten als sogenannten Obmann. Diese drei bilden das Schiedsgericht, der Obmann führt den Vorsth und keiner erhält eine Vergütung.

2) Jeder diesem Schiedsgerichtsvereine beitretende Amtseingeseffene verpflichtet sich, keinerlei Klagen oder Prozeßsachen vor die ordentlichen Gerichte zu bringen, bevor solche nicht vor dem Schiedsgerichte verhandelt worden.

3) Das Schiedsgericht tritt immer in dem Kirchspiel zusammen, in dem der Kläger seinen Wohnstz hat.

4) Die Verhandlungen des Schiedsgerichts sind in der Regel öffentlich.

Wie aber schon gesagt, diese und andre speciellere Punkte sind erst von einer demüthigen Versammlung zu berathen resp. zu beschließen, hier sollten sie nur im allgemainen angedeutet werden.

Wenn nur einigermaßen Gemeinmuth unter unsern Amtsseingefessenen herrscht, so ist die Bildung derartiger Schiedsgerichte gar nicht schwierig, vielmehr höchst einfach; sind wir aber erst dazu gelangt, so wird deren Nutzen für unser Amt ein nicht zu berechnender sein. Denn als gewiß können wir annehmen, daß die meisten Klagesachen, mindestens doch die unbedeutenderen, gar nicht an die ordentlichen Gerichte gelangen, da es sich in der Regel nur um eine gehörige Verständigung der Parteien handelt, um alles fernere Prozeßes unter ihnen zu verhindern.

Gewiß wird mancher dies unser Project vornehm belächeln; das soll uns aber nicht irre machen, wir wollen's vorerst einmal damit versuchen! Die Sache mit Liebe und Eifer angefangen, werden wir den Beweis liefern, daß das Volk sich selbst zu helfen weiß, wo es Hülfe für wirklich nöthig hält, und sicher werden wir, haben wir sie uns erst erungen, die Schiedsgerichte um Vieles nicht missen wollen, — es müßten uns denn öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren und Geschworenengerichte dafür geboten werden.

Mit diesem haben wir die Sache nur erst unter unsern Amtsseingefessenen öffentlich anregen wollen, es ist aber zu wünschen, daß auch Andere ihre Ansichten darüber öffentlich mittheilen.

Demonstration?

Ein Brautpaar gemischter Confession (der Bräutigam, ein Ausländer, bekennt sich zur Evangelischen, die Braut, wohnend im Oldenburgischen Theile des vormaligen Bisthums Münster, zur Römisch-Katholischen Kirche) machte vor Kurzem seine Verlobung durch Karten bekannt, welche es distribuiren ließ.

Auch dem Römisch-Katholischen Pfarrer des Wohnorts der Braut ward eine Karte zugesandt.

Statt aber dieselbe nicht zu berücksichtigen, wenn er solches passend hielt, sandte er die Karte der Braut zurück in einem Umschlage unter ihrer Adresse, welche eine einfache Angabe ihres Tauf- und Familiennamens enthielt.

Eine solche Demonstration ist zu auffallend, als daß sie der öffentlichen Kunde entzogen werden dürfte. Kaum sollte man glauben, daß ein Römisch-Katholischer Geistlicher seinen Widerwillen gegen eine gemischte Ehe, wenn nämlich die Braut Römisch-Katholisch ist, in einer so tief verletzenden Weise kund zu geben, dem Evangelio

der Liebe entsprechend finden könnte! Fast sollte man annehmen, daß dieser Geistliche solche Demonstration als Mittel der Begünstigung eines Theils seiner Gemeinde, dem er, wie verlauten will, wegen angeblüher liberaler Denkungsweise Anstoß gegeben haben soll, angesehen habe!

Kurz, diese Demonstration steht als würdiges Gegenstück derjenigen Trennung eines Verlobnisses zur Seite, welche vor einigen Jahren von einem andern Priester der Römisch-Katholischen Kirche durch fromme (?) Vorstellungen bewirkt sein soll. — Das Cölnner Ereigniß trägt also noch reiche Früchte!

Oldenburgische Verfassung.

Die „Zev. Nachrichten“ enthalten in ihrer letzten Nummer folgendes hierüber:

„Am 19. Februar hat der Stadtrath einstimmig beschlossen:

Die Großherzogliche Regierung zu bitten, eine Kreisversammlung zusammen zu berufen, um darüber zu berathen und zu beschließen, ob eine Petition um Einführung einer constitutionellen Verfassung an Se. Königl. Hoheit den Großherzog zu richten sei?

Das darüber aufgenommene Protocoll ist dem Magistrat mit dem Gesuchen zugestellt, dasselbe an die Großherzogl. Regierung zu senden, und um eine baldige Resolution zu bitten.“

Hoffentlich wird die Resolution nicht so lange, als die Verfassung selbst, auf sich warten lassen.

Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch durch eine Anmerkung von der Redaction in den „Neuen Blättern“, „daß im Oldenburgischen Stadtrathe kürzlich der Antrag auf eine Petition um ständische Verfassung gemacht sei. Da es jedoch nöthig scheint, demselben eine ausführliche Berathung zu widmen, so sei vom Vorstande bestimmt, daß nächstens eine eigene Zusammenkunft dazu angesetzt werden solle.“

Wir wollen wünschen, daß die Berathung bei dieser Zusammenkunft fruchtbringend, daß sie erfolgreicher sei, als jene des weiland Oldenburgischen Stadtraths in derselben Angelegenheit; — daß der jetzige Stadtrath nicht zurückbleibe gegen seinen Collegen, den Zeverschen Stadtrath, der ihm mit einem guten Beispiel vorgegangen ist. — „Einig macht stark!“

Theater.

Sonntag, den 28. Febr.: „Maria Stuart.“ Trauerspiel in 5 Aufzügen von Schiller. — Die heutige



Aufführung dieses dramatischen Meisterstücks können wir als ziemlich gelungen bezeichnen, die drei hervorragenden Rollen — die beiden Königinnen und Graf Leicester — waren in den besten Händen und wurden mit künstlerischer Sicherheit in allen Theilen vollkommen dargestellt. Vor allen müssen wir das tief durchdachte, fein nuancierte Spiel der Mad. Blum als Maria hervorheben; sie wußte für jede ihrer Situationen, für jede Gemüthsstimmung immer den rechten Ton zu treffen und dadurch die Theilnahme der Zuschauer gleich von vorn herein für sich zu gewinnen, zu fesseln und von Scene zu Scene zu steigern, so daß die rührende Abschiedsscene — die Entlassung der Dienerschaft — von einer Wirkung war, die außerordentlich zu nennen ist. Das größte Lob aber verdient die weise Mäßigung, die Mad. Blum sowohl, wie auch Fräulein von Zahlhas — welche die Königin Elisabeth in solcher Weise darstellte, daß sie gewiß auch der allerstrengsten Kritik vollkommen Genüge leistete — in der berühmten Unterredungsscene der beiden Königinnen beobachteten. Man hat diese Scene auch ungerechter Weise eine Zankscene genannt und dem Dichter vorgeworfen, daß er hier die beiden Königinnen unköniglich, ja gemein habe erscheinen lassen. — Allerdings sind die Grenzen der Würde und des Anstandes hier so eng gezogen, daß es für mittelmäßige Talente schwer sein mag, innerhalb derselben sich zu bewegen; die Schauspielerinnen, wenn sie diese Rollen spielen, werden daher keinen Augenblick, am allerwenigsten aber in dieser Scene das Besitztum verlieren dürfen, daß sie Königinnen sind; sie werden, um auch in dieser Scene wahrhaft königlich zu erscheinen, so spielen müssen wie Mad. Blum und Fräulein von Zahlhas. Nächst diesen beiden zeichnete sich Herr Häserl in der schwierigen Rolle des Leicester auf das vortheilhafteste aus. Er wußte das Schwankende dieses Characters, das hin und her Neigen bald auf diese bald auf jene Seite, den schrecklichsten Schmerz über das Mißlingen seines Rettungsplans, und endlich die fürchtbaren Qualen, die während der Hinrichtung Maria's, die er hätte verhindern können, seine Brust zerreißten und ihn dem Wahnsinn nahe bringen, mit aller Wahrheit des Ausdrucks wieder zu geben. Ihm und Mad. Blum wurde am Schlusse die Ehre des Hervorrufs zu Theil. Fräulein von Zahlhas hätte diese Ehre doppelt verdient. — Herr Berninger (Graf von Shrewsbury) spielte ergreifend und verfehlte die Wirkung nicht. — Herr Hendel (Burleigh) konnte uns nicht genügen, er erinnerte stark an den General Nieger in den „Karlschülern“; sein Vortrag und seine Bewegungen waren größtentheils zu bedeutungslos. — Hr. Schlögel als Paullet war oft zu laut, zu leidenschaftlich — dieser Sir Paullet darf keine Leidenschaft zeigen — es gilt ihm gleich, ob Maria in dem Grade schuldig ist, daß sie die harte Kerkerstrafe verdient — er ist zu ihrem Hüter bestellt, das ist ihm genug, er übt seine Pflicht mit eiserner Gewissenhaftigkeit — das Uebrige kümmert ihn nicht. — Herr Wenzel (Mortimer). — Ah! das war eine ganz verfehlte Leistung — weder Sprache noch Bewegung natürlich. Die innere Gluth, die Raserei der Leidenschaft muß sich zwar stark äußern, kann aber nicht allein durch ein schnelles Sprechen ausgedrückt werden, auch nicht durch ein so auffälliges Zittern und Schlottern mit den Knien — es muß die ganze Seele in den Worten liegen — das Auge muß die innere Gluth wiederstrahlen — der ganze Körper muß davon durchzuckt sein; — aber dennoch darf die Aeußerung auch der unbändigsten fieberhaftesten Leidenschaft auf der Bühne niemals unschön werden. Der Mortimer des Herrn Wenzel reizte sehr die Lachmuskeln und man hatte Mühe, diesem Reize Widerstand zu leisten. Mad. Höffert (Hanna Kennedy) gab ihre kleine Rolle mit lobenswerthem Fleiß. An Herrn Gabilon (Davison) haben wir wieder ein allzurashes Sprechen zu tadeln, das in dieser Rolle am allerwenigsten anzuwenden ist. — Herr Palleske (Graf Lubespine) ist nicht zu erwähnen.

Dienstag, den 2. März: „Die Jäger“. Ein ländliches Sittengemälde in 5 Akten v. A. W. Jffland. — Madame Lay, vom Hoftheater zu Wiesbaden, gab die Oberförsterin als Gast. Nichts Hervorragendes in ihrem Spiel, sie war gar zu weichlich, zu weinerlich. Dagegen gab Herr Berninger den Oberförster wieder mit vollendeter Meisterschaft. Auch Fräulein von Zahlhas (Kordelchen) und Dem. Höffert (Friederike) zeichneten sich vortheilhaft aus. Höchst gelungen wurde der Pastor Seebach durch Herrn Schlögel dargestellt, wir hatten schon früher Gelegenheit, uns mit voller Ueberzeugung lobend über die Leistung des Hrn. Schlögel in dieser Rolle auszusprechen. Von den übrigen Mitwirkenden läßt sich nicht viel Nüchternes sagen und wir wollen ihrer nicht einzeln erwähnen, damit wir nicht wieder den ungerechten Vorwurf auf uns laden, Vergnügen am Tadeln zu finden.

Der Beobachter.

Großherzogtl. Hof-Theater.

Sonntag, den 7. März: Zum Benefiz des Herrn Blum; zum erstenmale: Ariel Acosta. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Karl Gustow.

Kirchliches.

Vom 26. Febr. bis 4. März sind in der Oldenk. Gemeinde

I. Copulirt: Keine.

II. Getauft: 68) Elisabeth Louise Henriette Sophie von Egloffstein, Oldenburg. 69) Helene Catharine Neumann, Wehnen. 70) Ein unehelicher Knabe, Gaarenthor.

III. Beerdigt: 38) Soldat Diedrich Gerhard Rogge, Heil. Geistthor, 23 Jahr. 39) Martin Meiners, Dhmiede, 68 J. 10 M. 60) Carl Christian Bernhard Moriz Berelius, Oldenburg, 13 J. 2 M. 61) Sophus Nicolaus Spieste, Heil. Geistthor, 1 M. 62) Carl Theodor Thölen, Oldenburg, 23 J. 9 M.

Sonntag, den 7. März predigen in der Lambertikirche Frühpredigt: Herr Hofprediger Wallroth. Auf. 8 $\frac{1}{2}$ Uhr. Hauptpredigt: Hr. Past. Greverus a. Huntlosen. „ 10 „ Nachm. Predigt: Herr Kirchenrath Clausen. „ 2 „

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Dienstag, den 9. März 1847.

N^o. 20.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in 1/2 Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlic des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Auszug aus dem Schreiben eines Unterofficiers der Fremden-Legion in Algier an seine Angehörigen in Preußen

aus Sidi-Bel-Abbes, den 30. Juni 1846.

Am 15. October v. J. verließ ich das Hospital in Daya, um am 17. schon mit der Kolonne des Generals Cord einen Konvoy nach Mascara zu eskortiren; dort angekommen schickte man ein Detachement von 250 Mann von unserm Bataillon nach Kramisch, um die dortige Garnison, die aus dem 3. Bataillon unseres Regimentes bestand, zu verstärken. In dieser Medoute blieben wir jedoch nur 4 Tage, da der Befehl ankam, nur die Artillerie und Kranken zur Besatzung dort zu lassen und mit dem Rest des 3. Bataillons und unserm Detachement sich der Kolonne des Generals Bourgeois anzuschließen, die in den Beni-Mouro zwei starke Märsche von Kramisch lag, um die dort unter Bou-Maza ausgebrochene Empörung zu dämpfen. Den ersten Tag einige kleine feindliche Tribute passirend nahmen wir denselben Vieh, Zelte und ihre Weiber weg, da die Männer die Flucht ergriffen. Am zweiten Tage setzten wir uns, keinen Angriff erwartend, im Dunkel der Nacht um 2 Uhr in Bewegung, um bei guter Stunde zur Kolonne zu stoßen. Jedoch kaum eine halbe Stunde marschirt, fiel von Zeit zu Zeit ein Schuß bei der Arrièregarde, welche die Araber immer zuerst und am härtesten attackiren, und bald brachte man dem Kommandanten den Rapport, daß die Arrièregarde 2 Todte und 3 Blessirte habe, und daß die Araber von der Dunkelheit begünstigt, bis auf 10 Schritte herankämen, um ihre Schüsse abzugeben. Auf diese Meldung wurde sofort Halt gemacht und eine Tirailleurlinie aufgestellt, um so den Tag zu erwarten. Endlich brach der Tag an, um uns zu zeigen, daß wir in einer kleinen rings von Bergen umgebenen Plaine uns befanden, und daß dieselben von 4—5000 Mann Arabern, sowohl

Kavallerie als Infanterie bedeckt waren, die uns, sobald sie uns in der Ferne sahen, mit ihrem teuflischen Geschrei von allen Seiten attackirten. Wir hatten glücklicherweise eine herrliche Position hinter wilden Olivenbäumen und Felsstücken, so daß, da unser ganzes Corps in Tirailleurs aufgelöst war, wir ein gutes wohlgeordnetes Feuer auf ihre unregelmäßigen wilden Horden unterhalten konnten. So dauerte das Spiel bis 9 1/2 Uhr und hatten wir das Glück, außer dem Verlust der Arrièregarde nur noch 13 Todte und 37 Verwundete bis dahin zu haben. Um 9 1/2 Uhr endlich hörte man in unserer Tirailleurlinie von Zeit zu Zeit an den Stellen, welche am härtesten angegriffen waren, den Ruf nach Patronen: Apportez-nous des cartouches, nous n'en avons plus, *) und kurze Zeit nachher: Nous sommes perdus, il n'y a plus de cartouches avec nous. **) Die Officiere gingen indessen die Tirailleurlinie auf und nieder, um uns Muth einzusprechen, da sie sahen, daß einer dem andern in seiner Muttersprache und auf Französisch zurief: Il faut garder chacun une cartouche pour soi-même, qu'on se brûle la cervelle, s'il n'y a plus moyen pour se défendre. ***) weil jeder die Art und Weise kennt, auf welche die Araber ihre Kriegsgefangenen quälen und tödten; so dauerte die Lage bis 10 1/4 Uhr, um welche Zeit vielleicht noch jeder Mann im Corps eine Patrone besaß; es wurde also Befehl gegeben, sich nach dem Centrum zusammenzuziehen, um sich dort in Masse mit dem Bayonett besser und nachdrücklicher verteidigen zu können. Welche Gefühle sich in einer so verzweiflungsvollen Lage des Innern bemächtigen, läßt sich nicht in Worten ausdrücken. Endlich

*) Bringt Patronen her, wir haben keine mehr.

**) Wir sind verloren, es sind keine Patronen mehr da.

***) Jeder muß für sich eine Patrone behalten, um sich durch den Kopf zu schießen, wenn keine Vertheidigung mehr möglich ist.

